Eine Aufführung Richard III.

Wie vor Jahren einmal im fürstlich Sulkowski'schen Hoftheater in Matzleinsdorf Shakespeares „Richard der Dritte" aufgeführt wurde, davon erzählt das „Wiener Tagblatt" nach den Erinnerungen eines Mitwirkenden. Director Niklas hatte in seinem Kunsttempel Schauspieler, welchen er Gagen zahlte — freilich nicht über 30 Fl. — und solche, welche ihm dafür zahlten, daß sie spielen durften. Eines Tages kam ein junger Mime, der in der Wahl seiner Eltern überaus vorsichtig gewesen war, zum alten Niklas und sagte ihm mit dem Vollbewußtsein des großen Künstlers, der an einem kleinen Theater gastirt: „Ich will vor einigen Regisseuren für ein Engagement am Burgtheater Probe spielen. Ich spiele Richard III. Ich zahle Ihnen 50 Fl. für die Vorstellung; meine Kostüme habe ich mir selbst machen lassen, nebenbei bemerkt, kosten sie 500 Fl." Der Director betuckte sich den Mimen, der ihn im großen Lewinsky-Pathos also ansprach, bedeckte mit der Hand sein linkes Auge, was eine seiner gewöhnlichen Bewegungen war, und meinte: „Na ja! Wir können's ja machen!" Der große Tag brach heran. Das Haus war dicht gefüllt, unter den Gästen befanden sich einige Größen des Burgtheaters, Theateragenten und Directoren. Die Freunde des Kunstjüngers hatten die Werbetrommel tüchtig gerührt. Die Gäste waren auf die Leistung des „Richard" auf's Aeußerste gespannt. Nach einer Polka, von der Klavierspielerin des Theaters heruntergehackt, sollte der Vorhang in die Höhe rauschen. Ungefähr einen Meter hoch war er aufgezogen und schon sah man die stark wattirten Beine des mißgestalteten Gloster, als er plötzlich stecken blieb und weder auf- noch niedergehen wollte. Die Beine des Gloster tanzten nervös auf der Bühne herum. Dazwischen hörte man die Stimme des Directors: „Jessas! I han' was um d' Erd'!" (Sein Lieblingsausdruck.) „Haslinger!" rief der Director kreischend. Haslinger hieß das Factotum, das Theaterdiener, Inspicient, Schauspieler, Theatermaler und Gott weiß was noch Alles in einer Person war. „Haslinger! Auf mit'n Vorhang!" Haslinger zerrte aus Leibeskräften, und der bezähmte Widerspenstige glitt in die Höhe. Mit diesem heiteren Anfang war die Reihe der tragikomischen Zwischenfälle eröffnet. Bald verlor der Herzog von Gloster, welcher im düstersten Lewinsky-Tone declamirte, seinen Mantel, dann fiel der todte König Heinrich VI., offenbar entsetzt über die Brautwerbung des grundschlechten Richard, von der Bahre. Als bei der Krönungsfeierlichkeit Richard III. der Haslinger im Drange der vielen Geschäfte, die er gleichzeitig zu besorgen hatte, einen Trompetenstoß vergaß, hörte man plötzlich den Director das versäumte Signal lustig durch ein gesungenes: „Tatatra!" nachholen.

Die Heiterkeit ward von da ab unverwüstlich. Jede Schandthat des „Blutigen" rief dank der prächtigen Darstellung und der trefflichen Regie Lachstürme hervor. Den Höhepunkt erreichte der Ulk in der Schlachtscene im fünften Acte. Die Schlacht bei Bosworth war ein Meisterstück von scenischer Kunst. „St. Georg! Befeel' uns mit dem Grimme feuriger Drachen! Ein auf sie! Unsere Helme krön' der Sieg!" Mit vollem Pathos declamirte Richard diese Stelle, schwang sein Schwert, wobei er den Soffitenhimmel mit einem Streich spaltete, und stürzte mit seinen Getreuen in die Schlacht. Die Bühne blieb nun leer: die sämmtlichen Schauspieler und sogar der diensthuende Feuerwehrmann wirkten an der Darstellung der Schlacht bei Bosworth mit. Der Director hatte sich die Trommel vorbehalten und wirbelte drauf los. Haslinger gab die Trompetensignale, weil er aber zu falsch blies, erbarmte sich der diensthuende Feuerwehrmann seiner und zum allgemeinen Ergötzen erklangen die bekannten Feuerwehr-Signale: „Wasserzuführen!" — „Aussetzen!" — „Pumpen!" etc., zum Schlusse ertönte der bekannte Infanteriemarsch, dazwischen rasselten die Säbel und die Mimen riefen: „Sankt Georg!" — „Hoch Richmond!" — „Heil und Sieg!" durcheinander. Als nun ein Trupp flüchtiger Streiter Richards (zwei Mann) über die Bühne zogen, denen die Richmond'schen Schaaren (abermals zwei Mann) mit lautem Feldgeschrei auf dem Fuße folgten, brach das Publikum in dröhnenden Beifallssturm aus. Dieser seierliche Augenblick griff der Klavierspielerin des Theaters, welche das Orchester repräsentirte, mit so siegreicher Gewalt an's Herz, daß sie an ihr Klavier eilte und den Kriegslärm hinter den Kulissen mit der Melodie: „O, Du mein Oesterreich!" begleitete. Dieser patriotische Abschluß der Schlacht bei Bosworth brachte die Gallerie vollständig zur Raserei. Vor Begeisterung sangen die Zuhörer mit. Die Verzweiflung Richards ließ das Publikum ganz kalt. Das Ende ging in dem lauten Jubel der Zuhörer unter.

— Ein Trost. „Es ist ja jammerschad', daß man meinen Vicen nicht zum Stadtrath gewählt hat. Die halbe Stadt hätt' e' Freud' d'rüber g'habt." — „Na trösten Sie sich, Frau Nachbarin — da freut sich halt jetzt die andere Hälfte.

— Der Unterschied. Wissen Sie, was für ein Unterschied zwischen dem Diogenes und Ihnen ist? Nun? Jener saß stets im Faß, Sie sitzen stets vor dem Faß!

Mutter.

Ein Charakterbild von Joh. Schwarz

„Also, meine geehrten Freunde und Tischgenossen, lassen Sie uns das Glas erheben und stoßen Sie mit mir an auf das Wohl der Brauteltern, auf das Wohl von Herrn und Frau Doktor Lindner. Sie leben hoch!" Die Gläser klangen, die Musik spielte einen Tusch und: „Dreimal hoch!" tönte es in heller Festesfreude. Die Tischgesellschaft hatte sich erhoben und nun eilte Alles von seinen Plätzen den Brauteltern zu, um mit ihnen anzustoßen, vorauf das junge Paar.

Der Bräutigam verneigte sich respektvoll und küßte der Schwiegermutter die Hand, die Tochter erfaßte sie innig und sagte: „Liebe Mutter, auf Dein und des lieben Vaters Wohl und Deinen baldigen Besuch!" Dann fiel die junge Braut dem Vater um den Hals: „Geliebtes Vaterl, was wirst denn ohne mich anfangen?" rief sie; „es ist doch zu dumm, daß so ein Ingenieur dahergelaufen kommt und mich entführt!" Mit diesen Worten wandte sie sich in komischer Koketterie halb dem Vater, halb zu ihrem Bräutigam, worauf Herr Doktor Lindner die Hand seiner Tochter in die des Bräutigams legend sagte: „Lieber Funck, bewahren Sie mir mein Mädel gut, es ist ein Prachtexemplar von einem Kind und es soll mich freuen, wenn Sie's verdienen. Und nun, auf die Plätze, Kinder, komm, Fridl, neben mich!" — „Erst noch anstoßen, Herr Schwiegervater und diesmal Ihnen ein Spezielles und das Versprechen, daß ich Frida gut halten will," fügte Funck lachend hinzu.

Inzwischen war auch die übrige Gesellschaft, Brautjungfern und junge Leute und die paar Verwandten des Bräutigams — Lindners selbst hatten keine näheren Verwandten — herbeigeeilt, um persönlich das Wohl von „Herrn und Frau Doktor" auszubringen, worauf der alte Funck sich zu seiner Dame wandte: „Gnädige Frau, auch ich trinke auf Ihr und Herrn Doktors Wohl und daß Sie den Verlust der Tochter nicht allzu stark empfinden!" Frau Martha neigte den Kopf: „Ich danke Ihnen, Herr Funck, und ich wünsche Ihnen an Frida eine treue und liebenswürdige Schwiegertochter!"

Das Festmahl wurde fortgesetzt; man hielt jetzt schon an Spargeln mit Zunge. Der Bräutigam war eben dabei, der Braut vorzulegen, die achtlos Hand in Hand mit dem Vater dasaß. „Kind, Kind, wie soll ich's denn wirklich aushalten ohne Dich!" rief dieser. „Jeden Tag Nachricht, mindestens eine Karte, das mußt Du mir versprechen, und dann, lieb' den Funck nicht zu sehr. Hörst Du? Ich hab' ältere Ansprüche!"

Die jungen Leute rechts und links vom Brautpaar schäkerten und trieben allerhand Possen. Der alte Funck saß still in seine Spargeln vertieft und Frau Martha überschaute die Hochzeitstafel, sah die jungen Mädchen kichern und erröthen und dachte an ihre eigene, ferne Mädchenzeit.

Gerade an einer solchen Tafel war es, bei der Hochzeit einer älteren Freundin, wo sie, im weißen duftigen Mullkleidchen, ihn zuerst erblickte, ihn, Herrn Doktor Lindner, ihren späteren Gatten, damals ein junger Student von kaum dreiundzwanzig Jahren, und wo zuerst diese ahnungslose Jugendliebe aufkeimte, die das Schicksal ihres Lebens bilden sollte. — Das Schicksal ihres Lebens? Wirklich? — Dieser Mann mit dem Graukopf neben der Braut, war das ihre Jugendliebe, war das der Mann, um den sie jahrelang mit der aufopferndsten Treue, mit der hingebendsten Liebe gekämpft hatte, derselbe, mit dem sie den Brautstand durchlebt, diesen wonnigen Brautstand, voll übermächtigem Sehnen und Hoffen und Träumen? — Sie kichelte bitter und der alte Funck fragte besorgt, ob sich die gnädige Frau ganz wohl fühle? — „O gewiß, ganz wohl," entgegnete sie, „nur ein klein wenig, — es ist eben nicht alle Tage Hochzeit." — „Und es heirathet nicht alle Tage die einzige Tochter," meinte der alte Funck, worauf er ritterlich schwieg.

Jetzt beugte sich der Bräutigam über seinen Vater weg zu Frau Martha: „Ist es wahr, liebe Schwiegermutter, daß Sie sechs Jahre auf den Schwiegervater gewartet haben?"

„Sechs und ein halbes Jahr," erwiderte Frau Martha.

„Und darf ich fragen, wie das kam? Ich meine, daß Sie gar so lange zu warten hatten?"

„Soll ich die alten Geschichten erzählen?" fragte Frau Lindner müde lächelnd — „sie werden Sie kaum interessiren."

„Doch, doch," bestätigte der Bräutigam, „es ist auch, weil der Papa sagt, wir hätten nicht so eilig Hochzeit machen brauchen und er gäb' die Frida nicht her."

„Nun," erzählte Frau Martha, „als ich meinen Mann kennen lernte, stand er gerade im Staatsexamen. Nach einem Jahr war er damit fertig, dann arbeitete er zwei Jahre als Assistenzarzt und da meine Eltern nicht einwilligten, mich einem unvermögenden Manne zu geben, und ohne ihre Einwilligung oder vielmehr ohne ihre materielle Unterstützung an eine Heirath nicht zu denken war, so mußte eine dreijährige, selbstständige Praxis unserer öffentlichen Verlobung vorangehen."

„Ei, ei, gnädige Frau, da haben Sie also frühzeitig warten und sich gedulden gelernt," bemerkte ihr Tischherr.

Warten? O, jawohl. Sie hatte gewartet und gewartet und gekämpft und gekämpft viele Jahre. Worauf hatte sie wohl gewartet? Was gab es denn Großes zu erkämpfen? — Und dabei fiel ihr Blick wieder auf die lachenden jungen Mädchen. — Was wollte sie denn damals mit dieser stürmischen Leidenschaft, mit diesem trotzigen Lebensmuth? — War nicht alles Wünschenswerthe erreicht? Hatte sie nicht den geliebten Mann gefunden, war nicht ein Kind da, eine Tochter, gesund, kräftig und blühend, und waren nicht ihre äußeren Verhältnisse die denkbar günstigsten? Was wollte sie damals? War sie nicht glücklich?

Nein, sie war nicht glücklich. Sie war betrogen und enttäuscht. Und während sie ihr Ohr ihrem Nachbar zur Rechten lieh, der etwas Verbindliches sagte, klangen diese Worte in ihr nach, wiederholten sich in ihr, um sie nicht mehr loszulassen: betrogen und enttäuscht! Wer sie betrog? — Das Leben. Was sie enttäuschte? — Das Leben. Oder auch die Liebe? — Ja, auch die Liebe. Und die Jugend. — Auch die Jugend. Alles ernüchterte, enttäuschte, betrog sie. Aber es war ihre Schuld. Was hatte sie denn erhofft?

Eine neue Tischrede! „Verehrte Freunde und Verwandte! Sie sind hier zu einem Feste versammelt, wo zwei treue, liebende Herzen sich in innigster Vereinigung für's Leben zusammenthun, wo sie, begleitet von dem Segen der Eltern, hinausziehen....." Frau Martha hörte nicht weiter. Sie versank in stilles Träumen. Und das ganze Leben zog an ihr vorbei, kalt und grau und wunschlos. Wie anders hätte es kommen können? Etwa so, daß ihr Mann das Muster eines Ehemannes geblieben wäre, der ewige Tauber, der sie ein halbes Leben lang mit seiner ehelichen Liebe gequält hätte? — Die sogenannte eheliche Liebe! Die Liebe überhaupt! — Die hatte sie erfahren. Nicht daran denken! Brrr! Und sie schüttelte sich fast vor Kälte und Schmerz, und ein Grauen stieg in ihr auf vor den Bildern, die sie in der Seele trug.

Wieder ein Hoch und diesmal auf Papa Funck. „Da werde ich ein volles Glas leeren müssen," meinte Frau Martha.

„Ich danke, gnädige Frau," erwiderte der alte Herr, „und ich hoffe nur, der Wein wird auf ihre Wangen die Röthe zurückbringen, die Ihnen der Abschied von Frida raubt."

„O, die Röthe ist längst entschwunden, lieber Herr Funck. Nicht wahr, Fritz?" wandte sie sich an ihren Mann, der Funck gerade zutrank, „Du kanntest mich noch mit blühenden Wangen, es ist aber lange her."

„Geh, Martha," erwiderte dieser, „wer darf das sagen? Die ganze Gesellschaft ist darüber einig, daß Du meine schöne Frau bist und die schönste Schwiegermutter im ganzen Kreise." Und lustig erhob der Doktor sein Glas: „Es lebe die schönste Schwiegermutter!"

Frau Martha lächelte nur; sie war in der That schön, von mächtiger, vornehmer Schönheit. Ihr hoher Wuchs, ihre weiße Gesichtsfarbe, die reine, formvollendete Stirn, die ausdrucksvolle Nase und das fein modellirte Kinn machten sie noch in ihren Jahren zu einer auffallenden Erscheinung. Aber sie fühlte das nicht. Sie fühlte nur, wie einsam und kalt es in ihr war und um sie wie lügenhaft und hohl und leer. Sie blickte ihre Tochter an, die, von Seide und Myrthen und Schleier umwallt, heiter lächelnd an der Seite ihres Bräutigams saß. Wenn sie wüßte, was das Leben ihr geben würde, wäre sie dann wohl eben so ruhig? Und da fiel ihr die eigene Hochzeit ein, ein kleines Fest im engsten Familienkreise; da kam ihr die arme Frau in den Sinn, die ihr beim Abschied die Hände gedrückt und so herzzerreißend geschluchzt hatte. „Kind, Kind, es ist Dein eigener Wille! Du liebst ihn ja!" hatte ihre Mutter ausgerufen und sie, im Glück, im Liebesrausch, hatte diese Worte nicht verstanden. Heute verstand sie Alles. Alles, Alles, Alles, was das menschliche Herz verstehen kann.

Die ersten, leidenschaftlichen Wochen nach der Hochzeit waren von süßem, schwärmerischem Glück erfüllt gewesen. Dann begann das Dämmern der Erkenntniß.....

Die Glocke des Festordners ertönte. „Ich bitte für einige Augenblicke um Ruhe. Eine wandernde Schauspielertruppe wünscht dem jungen Paare seine Aufwartung machen zu dürfen!" Wieder ein Läuten und jetzt theilte sich der Vorhang und auf der Bühne erschienen ein paar Blumen streuende Kinder, zugleich aber vernahm man hinter der Bühne einen mehrstimmigen Gesang: „Dem jungen Paare Heil und Glück und Segen, und Fried' und Freuden immerdar."—

Wie der Gesang Frau Martha berührte, war es ihr, als müßte sie laut aufschreien vor Schmerz. Diese Erniedrigung all' ihr Leben! Diese Selbstbeherrschung, diese Heuchelei und diese Einsamkeit! Und wie der Mann es nicht fühlte, wie er sich herabwürdigte, wie er Die herabwürdigte, die er zu lieben wähnte! Er lebte in dem festen Glauben an seines Weibes unveränderter Liebe; er war zufrieden, so zufrieden, daß es ihm Jeder ansah. Und Martha? Sie fühlte und erkannte es wohl, — drei Wochen nach der Hochzeit zuerst, ganz leise und ahnungsvoll und dann immer eindringlicher und heftiger. Sie fühlte fast visionär, wie ihre Liebe schand und schwand, und wie alle Zukunftsbilder und Zukunftsträume zusammenstürzten. Und eine entsetzliche Oede ergriff sie, eine entsetzliche Oede und Leere und Verlassenheit. Das war in den ersten Monaten. Dann hatte sie den Schlag verwunden. Mit ihrer starken, energischen Natur eine andere Hoffnung ergriffen und eine andere Sehnsucht. Eine andere Sehnsucht! Sie wußte nur selbst nicht welche. Aber eine Sehnsucht war es, eine Sehnsucht nach etwas Unerfüllbarem, nach etwas Mystischem, nach der Bethätigung und Verkörperung ihres Selbst, nach einer großen Arbeit oder — nach einem Kinde. Und diese Sehnsucht sollte sie noch nicht zur Ruhe kommen lassen. Eine Arbeit oder ein Kind! Und das Kind war es, das sich zuerst einstellte. Doch, seltsam genug, da sich ihre Hoffnung erfüllen sollte, schämte sie sich dieser Hoffnung, verschloß sich in ihr Zimmer und weinte.

Ein lauter Applaus schreckte Frau Doktor Lindner aus ihren Erinnerungen. Das Festspiel war zu Ende; es war ein eigens auf die Hochzeitsfeierlichkeit von einem Freunde Funck's verfaßtes, kleines Singspiel, das mit mannigfachen Anspielungen auf die Familie reichlich Stoff zum Lachen bot. Die Gesellschaft schrie und jubelte; Fächer, Bouquets, Orangen wurden auf die Bühne geworfen und immer und immer wieder erscholl den Schauspielern und Sängern ein „Da Capo". Schließlich wurde der Verfasser auf die Bühne gerufen und nun ging's erst recht an ein Hoch- und Bravogeschrei, bis der vielbeschäftigte Toastmeister im Namen aller guter Christen Ruhe gebot.

Man war beim Plumpudding angelangt und fand allgemein, daß er sehr gut sei, was einen der jungen Leute veranlaßte, aufzustehen und einen Toast, einen letzten Toast auf den Plumpudding auszubringen, wobei er Schillers Worte „Denn wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes sich und Mildes parten" zum Ausgangspunkt nahm. Die gute Stimmung hatte ihren Höhepunkt erreicht und Champagnerlaune wirbelte in allen Köpfen. Die junge Frau eilte zu ihrer Mutter: „Manchen, welch ein herrliches Fest!" und der Doktor nickte liebenswürdig seiner Frau zu: „In der That glänzend, Martha". Auch Papa Funck wußte sich nicht genug in Lobeserhebungen über „dieses wohlgelungene Arrangement" und über den „Chic der Frankfurter" zu ergehen.

Frau Martha war es, wie wenn sie in einen Abgrund blickte. Alles dies, dachte sie, wie verschieden vom wirklichen Leben, wo nichts als Schmerz und Widerwille oder Dummheit und Leere oder Rausch und Nüchternheit. Und wollen die Menschen wirklich ein Fest begehen, warum ziehen sie sich nicht zurück an's Meer, auf eine stille Insel oder in den Urwald oder in die Wüste? Wenn es wirklich Glück gibt oder auch nur Zufriedenheit, braucht es da Menschen und Mahlzeiten und Tischreden und Aufführungen und Ballkleider und Tanz? Welcher Aufwand von Kraft, Mühe und Kosten für einen Abend! Und das Resultat? Und der Inhalt? — Sind wir klüger geworden? — Erst morgen ausschaffen und dann wieder fragen. Und sollten wir morgen noch nicht ernüchtert sein und übermorgen nicht, in zehn Jahren, wenn das Fest längst vergessen und die Jugend längst dahin ist, — in zehn Jahren sind wir's gewiß. Und nun gedachte Frau Martha wieder der ersten Zeit ihrer Ehe, der Geburt ihres Kindes und dessen, was vorausgegangen. Sie versetzte sich in jene Zeit zurück, wo, weil sich ihr Wunsch erfüllen, weil sie Mutter werden sollte, sie sich das Haar gerauft hatte in Angst und Verzweiflung. Ein Kind! Durfte sie ein Kind haben? Liebte sie ihn denn noch, den Vater ihres Kindes? Und wie damals, so faßte sie heute bei der Erinnerung ein wildes Leid.

„Liebte ich ihn? Ich weiß es nicht. Nur eins war mir klar: Liebte ich ihn nicht, dann durfte ich trotz Religion und Staat kein Kind haben." Und zeitlebens erschien ihr der kleine Krauskopf mit ihres Mannes Augen, Haltung und Geberde als ein lebender Vorwurf. Sie hatte nie für Frida Mutterliebe empfunden und ihr Leben war nicht weniger einsam als vordem. Was ihren Gatten anbetrifft, der von der ersten Stunde an sein Töchterchen abgöttisch liebte, so hatte sie über ihn nicht zu klagen. Er war stets gut und liebevoll gegen sie und nur ihr erschien er wie ein todtes Glück.

Die Tafel war zu Ende, von allen Seiten erscholl „Gesegnete Mahlzeit!" Herr Funck reichte Frau Martha den Arm und führte sie in den Saal. Doktor Lindner führte seine Tochter und auf der andern Seite ging ihr Bräutigam. Die jungen Leute gingen theils paarweise, theils zu mehreren. Man nahm auf den verschiedenen Sophas und Divans Platz und wartete nur, bis der Tisch abgeräumt war und die Polonaise beginnen sollte. Der Doktor ließ seine Tochter nicht los, bis sie ihm immer und immer wieder versprochen hatte, täglich zu schreiben und ihren Mann nicht zu lieb zu haben, wogegen dieser ernstlich protestirte. „Ich glaube gar, Herr Funck ist eifersüchtig, das wäre mir früh!" rief ein munteres junges Mädchen, „und gar auf den Vater. Da muß Frau Doktor erst recht eifersüchtig auf Frida werden. Das wäre aber nett!" Lautes Gelächter folgte dem Scherze. Frau Martha wandte sich zu dem jungen Mädchen: „Eifersüchtig, das ist häßlich, Greta. So häßlich, daß man nicht einmal Witze darüber macht." In ihr aber krampfte und zuckte und riß etwas. „Das sind die Gestalten des vergangenen Lebens", sprach sie zu sich selber. „Das sind die Schatten dessen, was Du todt glaubst, was längst, was